

Brian Sewell

PENNY, PRINCE UND GINNY



Die Hunde
meines Lebens

Illustriert von Sally Ann Lasson

Insel



Brian Sewell

PENNY,
PRINCE UND
GINNY

Die Hunde meines Lebens

Aus dem Englischen von
Claudia Feldmann

Mit Illustrationen von Sally Ann Lasson



Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Sleeping with Dogs. A Peripheral Autobiography
bei Quartet Books, London 2013

Die Illustrationen wurden für die vorliegende
deutsche Ausgabe angefertigt.

Erste Auflage 2026
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG,
Berlin, 2026

© Brian Sewell 2013

© The Mayhew. All rights reserved.

Für die Illustrationen © Sally Ann Lasson

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text
und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Sally Ann Lasson, London

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64585-6

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Inhalt

Vorspiel	7
1 Prince	9
2 Penny	14
3 Susannah, Susie	24
4 Ginevra, Ginny	43
5 Hecate	49
6 Schubert, Gamage und Spinoza	61
7 Trollop	78
8 Titian und Mrs Macbeth	95
9 Mopsuestia, Mopsus, Mopsy, Mop	111
10 Nusch	127
11 Winckelmann, Winck	138
12 Giacometti, Jack	155
13 Lottie und Gretel	167
Coda	176
Danksagung	179

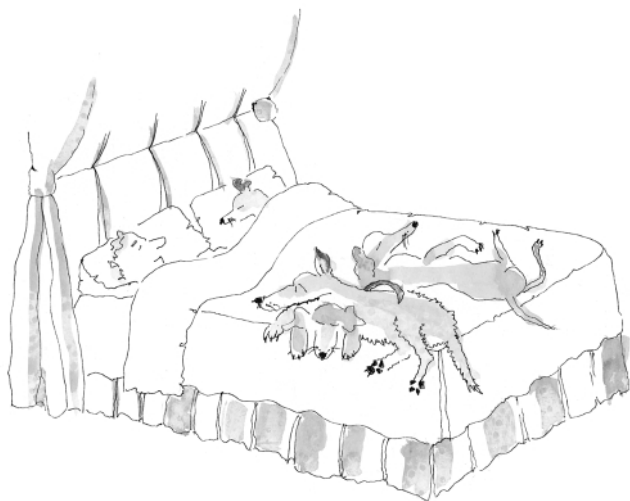
Für Dean Marsh,
der bei der Bestattung von
Nusch, Jack und Winckelmann
zugegen war und der mich
und Lottie begraben wird.

Vorspiel

Alte Gewohnheiten sind schwer abzulegen. In meiner Kindheit waren Schlafzimmer kalte Räume, die nur bei Krankheit beheizt wurden und auch dann nur widerwillig. Die Betten waren kalt, mit klammen, alten Leinenlaken und Woldecken, die so schwer waren, dass mein kleiner Körper davon in die Matratze gedrückt wurde. Im Winter war an ein rasches Einschlafen gar nicht zu denken, denn während der ersten Minuten zitterte und bibberte man vor Kälte, weil einem die Laken die ganze Wärme aus dem Körper zogen – es sei denn, man hatte einen Hund.

Vor dem Krieg schlief Prince bei mir auf dem Bett. Während der bitterkalten Winter Ende der vierziger Jahre schlief Penny an meiner Seite, unter der Decke, und wenn ich mich an sie kuschelte, war meine Vorderseite wunderbar warm, ganz gleich, wie kalt mein Rücken und meine Füße sein mochten. Susie schlief sowohl auf als auch in meinem Bett, wenn ich ernsthaft krank war, abhängig von meiner Temperatur, und

schmiegte sich an mich, um meine Schmerzen zu lindern. Seither teile ich das Bett mit all meinen Hunden, bisweilen mit dreien oder vierten zugleich, und wenn ich, wie immer, vor Tagesanbruch aufwache, mache ich meist keinerlei Anstalten aufzustehen, so sehr genieße ich die Wärme von allen Seiten. Mindestens zehntausend Mal habe ich eine Stunde oder länger in diesem Kokon gelegen, alle Gedanken an Kaffee und Arbeit beiseitegeschoben und inmitten meiner Gefährten vor mich hin gedöst. Genau so möchte ich, wenn meine Zeit gekommen ist, sterben.



I
Prince

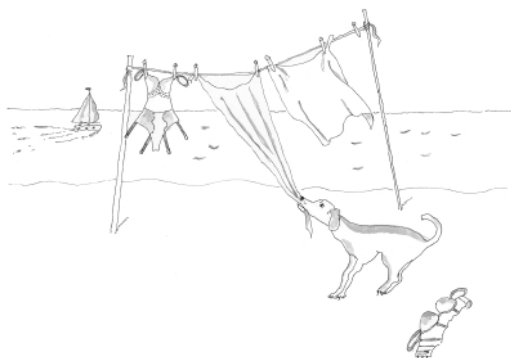
Wie groß ist ein Junge von drei Jahren, der als Erwachsener einen Meter dreiundsiebzig misst? Die Antwort lautet: ungefähr so groß wie Prince, jener Hund, der am St. Swithin's Day 1934 zu mir kam, dem 15. Juli – meinem (und auch Rembrandts) Geburtstag. Wenn ich neben ihm stand, konnte ich gerade so den Arm um seinen Hals legen; wenn er sich auf die Hinterbeine stellte, war er fast so groß wie meine Mutter. Bei unserem Abschied fünf Jahre später war ich so weit gewachsen, dass ich ihn beim Spazierengehen mit der Hand an seinem Halsband fassen konnte, was mir sehr viel Freude machte. Er war weiß mit schwarzen Schlappohren, und mit dem langen, nicht kupierten Schwanz, der mich beim Wedeln peitschte, hatte er etwas von einem Pointer. Vielleicht war er sogar ein richtiger Pointer, ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, schließlich war ich damals noch ein Kind, und alles, was geblieben ist, sind die Erinnerungen eines Kindes.

Ich kann mich nicht entsinnen, wie er zu uns kam. Er war bereits ausgewachsen, vielleicht ein Jahr alt oder zwei; keine Tierhandlung hatte ihn im Schaufenster, kein Nachbar, erschöpft von seinen übermütigen Possen, hatte ihn an uns weitergegeben, kein vorüberziehender Vagabund hatte ihn uns angeboten. Am Donnerstag gab es sozusagen keinen Prince, aber am Freitag war er der Dritte in unserer Familie. Hatte meine Mutter ihn gefunden, verirrt und ohne Halsband? Hatte er winselnd vor der Tür gestanden und um Einlass gebettelt? Wir lebten damals im Ocean Cottage in Whitstable, einem winzigen, primitiven Refugium, in dem ich möglicherweise sogar empfangen wurde, denn mein treuloser Vater hatte es angemietet, um dort ungestört seiner Affäre mit meiner Mutter nachzugehen, und dorthin zogen wir uns auch zurück, als alle unter den Nachwirkungen der Weltwirtschaftskrise litten und wir uns in London nicht mal mehr die Miete für eine Dachkammer leisten konnten. Whitstable war damals noch kein mondäner Urlaubsort, sondern ein kleines Dorf mit einer Austernfischerei und einem Hafen voller Fischerboote und Frachtkähne mit roten Segeln, die Güter entlang der Nordküste von Kent transportierten. Niemand stellte Fragen. Niemand wusste, dass meine Mutter keinen Mann hatte und dass ich ein uneheliches Kind war.

Warum also fügte meine Mutter, obwohl wir selbst kaum über die Runden kamen, unserem Haushalt ein Tier hinzu, das genauso viel zu essen brauchte wie wir? Wie auch immer, sie tat es, und er lernte, durch das Fenster an der Rückseite zu springen, durch das ich auf den Strand kletterte, und wurde mein Spielkamerad.

Bisweilen war er so ungestüm, dass er mich umwarf, und wenn ich dann (meist lachend) auf dem Kies lag, stellte er sich über mich und leckte mir zur Entschuldigung das Gesicht oder sprang ins Meer und brachte mir große Büschel Algen als Geschenk. Er war auch mein Wachhund, und wenn wir abends allein waren, weil meine Mutter aus geheimnisvollem Anlass das Cottage verlassen hatte, lag Prince wachsam neben mir, den Kopf auf meinem Körper, den Blick auf die Tür gerichtet.

Ich erinnere mich nur an ein Vergehen seinerseits: Eine Nachbarin, die montags gewöhnlich ihre Wäsche im oberen Bereich des Strandes zum Trocknen aufhängte, kam herbeigestürzt – »Schauen Sie nur, was Ihr Hund angestellt hat!« –, und sofort liefen wir mit ihr zurück. Prince hatte fast alle Teile von der Leine gerissen, die meisten davon waren unbeschädigt, aber beim Angriff auf ein voluminöses Stück Unterwäsche, einen so genannten Liebestöter (eine Kombination aus Hemd und Hose mit Knopfleisten vorne und hinten, die im Winter so gut wie nie ausgezogen wurde), hatte er sich mit dem Kopf darin verfangen und sprang, halb an der Leine hängend, hilflos auf und ab.



Was kann ich sonst noch über Prince sagen? Ich ging mit ihm zu den Nachbarorten Tankerton und Seasalter – keine große Sache, wenn ich heute auf eine Karte schaue, aber für einen kleinen Jungen so abenteuerlich wie eine Reise zum Amazonas. Bei unserer Rückkehr in die Dachkammern Kensingtons erschwerte er es uns vermutlich, eine Bleibe zu finden, aber davon bekam ich nichts mit, und in den Kensington Gardens konnte er durchaus so tun, als sei er der wohlgezogenste Hund. Als ich meine Mutter fragte, weshalb sie ihn »Prince« genannt hatte, antwortete sie, er sei so hübsch, als käme er aus dem Schloss Schönbrunn in Wien, wo der österreichische Kaiser seine Jagdhunde im Luxus hielt.

Soweit ein Kind zur Liebe fähig ist, liebte ich Prince. Wie sehr, wurde mir erst am Tag unseres plötzlichen Abschieds bewusst. Fünf Jahre lang waren wir unzertrennliche Gefährten, und es gab keinen Anlass, über unsere Verbundenheit nachzudenken, bis es zu spät war. Am letzten Augusttag 1939, drei Tage vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, kam Robert Sewell, der Mann, der mein Stiefvater werden sollte, zum Ocean Cottage, erklärte, dass er aufgrund seiner Erfahrungen im Ersten Weltkrieg überzeugt war, dass Whitstable unausweichlich Kriegsgebiet werden würde, und packte unter Prince' wachem Blick uns und unsere Sachen in sein Auto. Als das erledigt war und die Türen des Cottages verschlossen und die Fenster verriegelt waren, nahm er Prince am Halsband, ging mit ihm zum Strand und erschoss ihn mit dem Revolver, den er seit 1918 behalten hatte. Ich sah weder die Waffe noch die Tat, aber ich hörte den Schuss, und als Robert ohne mei-

nen Hund zurückkam, erübrigte sich jede Frage. Natürlich behielt er recht – Whitstable war während eines Großteils des Krieges Sperrgebiet, London während der deutschen Luftangriffe wäre kein Ort für einen Hund gewesen, und wie hätten wir ihn mit unseren mageren Rationen füttern sollen? Ich könnte sogar anführen, dass Roberts entschiedenes Vorgehen, ohne Debatten, Tränen oder Flehen unter den Umständen das Beste war, aber in dem Moment erlebte ich zum ersten Mal innere Verhärtung, stummen, unnachgiebigen Hass und die Entschlossenheit, einem mächtigen Gegner nicht zu zeigen, wie verletzt ich war. Während des gesamten Krieges antwortete ich auf seine Frage, was ich mir zum Geburtstag wünschte, stets: »Einen Hund.« Ermattet von meiner Hartnäckigkeit erwiderte er darauf: »Du kannst einen Hund haben, wenn der Krieg vorbei ist.« Und als wäre die Sache damit erledigt, fragte er erneut: »Also, was wünschst du dir zum Geburtstag?«

Penny

Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg in Europa. Jubelnde Londoner feierten in den Straßen, sammelten sich vor dem Buckingham Palace und tanzten die ganze Nacht in Piccadilly, Soho und am Trafalgar Square. Einen Tag lang durften wir Jungen aus meiner Schule mitfeiern, doch ich stieg auf mein Fahrrad und fuhr den ganzen Weg bis nach Finchley, um mich mit einem pickeligen und unsympathischen Jungen namens Lacey zu treffen (damals nannten wir einander nur beim Nachnamen), der einen Wurf Welpen hatte. Etliche Wochen zuvor hatte er uns ausführlich geschildert, wie seine kleine Mischlingshündin sich gepaart hatte, und seither waren wir regelmäßig auf dem Laufenden gehalten worden. Ich hatte fünf Shilling in meiner Tasche und hoffte, noch etwas zurückzubekommen, aber der ungefällige Lacey argumentierte, da ich die einzige Hündin des Wurfs haben wollte, könne er nicht mit dem Preis runtergehen; einen Rüden hätte ich für drei Shilling und Sixpence haben können, aber

die Hündin gebe er nur für fünf Shilling her oder gar nicht.

Ich ärgerte mich über mich selbst, weil ich mir mein Geld so leicht hatte abnehmen lassen, obwohl es vielleicht anderswo einen besseren und billigeren Welpen gegeben hätte, aber ich wusste nicht, wo ich hätte suchen sollen, außerdem wäre ich die knapp zwanzig Meilen umsonst gefahren – vor allem aber hätte ich meinen Stiefvater nicht exakt an dem Tag, als der Krieg vorbei war, auf sein Versprechen festnageln können. Denn ich war sicher, dass er mit seiner üblichen elterlichen Doppelzüngigkeit eingewandt hätte, der Krieg sei erst vorbei, wenn der Konflikt mit Japan ausgestanden wäre, die Rationierungen seien viel zu streng, ich befände mich in der Schule in einer schwierigen Phase (was zutraf, aber dasselbe galt für alle Phasen in der Schule), oder irgendeinen anderen unwiderlegbaren Vorwand angeführt hätte, um sich nicht an sein Versprechen halten zu müssen. Meine einzige Chance bestand darin, Tatsachen zu schaffen und ihm damit jede Ausweichmöglichkeit zu nehmen.

Nachdem der unvorteilhafte Handel abgeschlossen war, packte ich den Welpen in meine Schultasche, schlang sie mir über die Schulter und radelte nach Hause. Dort holte ich ihn heraus, setzte ihn vor der Wohnungstür auf den Boden, klingelte und wartete mit pochendem Herzen. Mein Stiefvater öffnete die Tür mit den Worten: »O Gott, du hast doch hoffentlich nicht deinen Schlüssel verloren, oder?«, und bemerkte die kleine Hündin erst, als sie an seinen Füßen vorbeipastete. »Du kleiner Racker«, sagte er (womit er mich

meinte, nicht die Hündin) und rief meine Mutter herbei. Fünfzehn Jahre später, am 27. Juni 1960 begrub ich ihren kleinen Körper im Rosenbeet meiner Mutter in Castle Hedingham, und dort liegen ihre Gebeine noch immer – die einzigen von all meinen Hunden außer Prince, die nicht bis heute bei mir sind, um dereinst am Himmelstor ein gutes Wort für mich einzulegen.

Wie Prince war auch sie weiß mit schwarzen Schlappohren, außerdem war ein Großteil ihres Gesichts schwarz, und an der einen Flanke hatte sie einen vollkommen runden schwarzen Fleck (der allerdings nicht so blieb), deshalb nannte ich sie Penny. Im Gegensatz zu Prince war sie jedoch langhaarig. Zu Anfang war sie so winzig, dass sie in die Schale meiner Hände passte, und selbst ausgewachsen war sie leicht genug, um sie mir unter den Arm zu klemmen. Als Ende der fünfziger Jahre Tibet-Terrier in Mode kamen, wurde sie manchmal für einen gehalten, obwohl sie längere Beine hatte, und es war meist taktvoller zuzustimmen, als auf ihrem Mischlingsstatus zu bestehen – Hundemenschen können bisweilen auf geradezu absurde Weise rechthaberisch sein.

Das Ende des Krieges bedeutete nicht, dass auch mit der Lebensmittelrationierung Schluss war, im Gegenteil, noch im Siegesmonat Mai 1945 wurden die ohnehin schon mageren Mengen an Fleisch, Butter, Zucker und sogar Speck zum Braten noch weiter eingeschränkt. Die Ration Corned Beef reichte gerade für ein Sandwich in der Woche, der Käse für einen einzigen überbackenen Toast, an frischem Fleisch bekam man etwa sechzig Gramm, ein Ei gab es nur alle zwei Wochen und so

weiter. Für Penny erbettelte ich mir beim Fleischer die Reste, und meist gab er mir einen Schlag Schafs- oder Schweinelunge, eine widerliche, labbrige Masse, die keinem Menschen zugemutet werden konnte. Schließlich wurde sogar das Brot rationiert. Der »Nationallaib«, weder hell noch dunkel und bereits nach wenigen Stunden trocken, war das einzige Lebensmittel, das Kinder mit ein paar ausgeschnittenen Coupons aus dem Rationsheft kaufen konnten, und da diese den Bäckern in ihrer Eile oft hinunterfielen, bückte ich mich unter dem Vorwand, Penny zu streicheln, fischte sie unter dem Tresen hervor und kaufte damit einen weiteren Laib.

Von diesem Brot ernährte sich Penny, von Kartoffeln, Gemüse und Soße, von herausgekratzten Resten aus Töpfen und Pfannen, von einzelnen Happen Fisch oder Fleisch, die ich ihr heimlich gab, und von den Fett- und Knorpelstückchen aus dem ungenießbaren Schulessen, die meine Klassenkameraden mir überließen. Aus der Not wurde eine lebenslange Gewohnheit: Alle meine Hunde haben bei Tisch Happen von mir bekommen, und ich könnte mir nicht vorstellen, ohne ihre Gesellschaft zu essen. Bevor es allgemein üblich wurde, eine »Doggie Bag« aus dem Restaurant mit nach Hause zu nehmen, steckte ich stets etwas Zellophan oder Butterbrotpapier ein, um darin Reste einzupacken, und wenn ich von einer Reise zurückkomme, bringe ich immer eine Flugzeugmahlzeit oder ein Zugsandwich mit.

Ich erinnere mich an drei Vorfälle aus Pennys Welpenzeit. Einmal hatte ich sie auf einen viel zu langen Spaziergang durch das damals noch wilde Grünland im Norden Londons mitgenommen, und als ich mit ihr

auf dem Schoß von einer der äußersten U-Bahn-Haltestellen nach Hause zurückfuhr, leerte sie im Schlaf ihre Blase. Das war meine erste Lektion – sofern ich überhaupt eine brauchte –, dass Hundebesitzer nicht zimperlich sein dürfen, sondern stets auf unerwartete Begegnungen mit Erbrochenem, Kot und Urin gefasst sein müssen. Für so ein kleines Wesen war Pennys warme Flut erstaunlich ergiebig; sie drang durch den dünnen Stoff meiner Hose bis in meine Unterhose, und da ich spürte, dass es damit noch nicht genug war, stand ich auf, damit die Flüssigkeit an meinem Bein hinunter in meinen Schuh lief und nicht in das Polster des Sitzes. Ich lachte – bis mir klar wurde, dass es für jeden Außenstehenden so aussehen musste, als wäre das Missgeschick mir passiert und nicht meinem Hund.

Als ich zum ersten Mal versuchte, ihr beizubringen, ohne Leine bei Fuß zu gehen, schoss sie los, um einen Hund auf der anderen Straßenseite zu begrüßen, und lief direkt vor einen Bus. Zum Glück bemerkte sie ihn gerade noch rechtzeitig, kauerte sich zusammen, und der Bus fuhr über sie hinweg, ohne dass ihr etwas geschah. Penny lernte sehr schnell; von da an lief sie nie wieder allein über die Straße.

Der dritte Vorfall war eine Granne in ihrem Ohr, einer dieser fiesen v-förmigen Grassamen, die im August an allen Straßenrändern lauern. Erst schüttelte sie immer wieder den Kopf, dann begann sie zu winseln. Ich konnte zwar nichts sehen, wusste aber, dass etwas unternommen werden musste, denn ich erinnerte mich noch gut an die Schmerzen bei einer Mittelohrentzündung.

dung, als ich kleiner war. »Es ist dein Hund«, sagten meine Eltern, »du musst sie füttern und erziehen und dich um sie kümmern, du bist für sie verantwortlich.« Wie soll ein Vierzehnjähriger, der keine Erfahrung mit Tieren hat, weder Telefon noch Telefonbuch besitzt und nur fünf Shilling Taschengeld in der Woche bekommt, einen Tierarzt finden? Doch ich fand einen, meilenweit entfernt, in der Nähe meiner Schule. Er hieß McClure, und er nahm eine Pinzette, entfernte die Granne innerhalb von Sekunden und war obendrein so nett, mir nichts dafür zu berechnen. Aus lauter Dankbarkeit schickte ich ihm noch mehrere Jahre lang selbst gebastelte Weihnachtskarten.

Trotz der mageren Rationen wuchs Penny zu einer zähen und umtriebigen kleinen Hündin heran. Sie war hochintelligent und verfügte über ein menschliches Vokabular von etwa fünfzig Wörtern; sobald ich beispielsweise den Maler Poussin erwähnte, verstand sie »Puss« und stürmte wild bellend zum Fenster, weil sie draußen eine Katze vermutete. Ich bin überzeugt, dass sie, scheinbar schlafend, unsere Gespräche verfolgte, und manchmal reagierte sie so seltsam, dass wir uns fragten, was um alles in der Welt wir gesagt hatten – nur um dann festzustellen, dass im letzten Satz ein Wort wie Spaziergehen, Bad, Bett, Abendessen, Auto, Keks oder der Name eines unserer Nachbarn gefallen war. Unter den wenigen anderen Hunden im Viertel hatte sie eine bedrohliche Feindin: Bella, eine massige Staffordshire Bullterrierhündin, die sie einmal am Schwanz erwischt hatte, den sie dann durchgebissen hatte, sodass nur ein Stummel übrig blieb, der von Mr McClure versäubert